

Siege Karls V. über Cleve und Frankreich.

Ausbreitung der Reformation über Naumburg, Wolfenbüttel, Gildesheim, Köln, Oesterreich, Ungarn, Neuburg, Meß und Regensburg.

Während des Zuges gegen Algier hatte sich Franz I. noch ruhig verhalten, wie er das dem kaiserlichen Gesandten, welcher wegen der Ermordung von Rincon und Fregoso an ihn abgeordnet worden war, versprochen hatte. Aber seine Diplomaten waren doch rastlos an der Arbeit den Krieg vorzubereiten. Am 20. November 1541 kam der Vertrag zwischen Franz I. und Christian III. von Dänemark zu Stande, welcher beständig durch die Ansprüche des Pfalzgrafen Friedrich bedroht wurde. Abgesehen von Bestimmungen, welche den Handel zwischen beiden Ländern erleichtern sollten, ward vereinbart, dass die drei Zugänge zur Ostsee, welche damals noch alle in dänischen Händen waren, den niederländischen Schiffen verschlossen sein und Frankreich das Recht haben sollte, in den Landen Christians III. Kriegsvolk anzuwerben. Das Ende des Jahres brachte zwar einen Erfolg der habsburgischen Staatskunst, aber einen solchen, welcher mehr auf dem Papier stand und in Wirklichkeit etwas bedeutete. Am 29. Dezember 1541 schloss nämlich die Königin Isabella mit König Ferdinand einen Vertrag, wonach ihrem Sohn die Zips als Erbteil seines Vaters überwiesen und bis zur Begleichung der andern Ansprüche des Hauses Zapolya ihr jährlich 12,000 Dukaten bezahlt werden sollten. Ungarn selbst, Siebenbürgen, die Krone des heiligen Stephan gestand sie dem König zu. Ohne Zweifel würde nun Ferdinands Stellung dadurch sehr verbessert worden sein. Allein der Bruder Georg verzögerte die Ausführung des Vertrages, bis er sich überzeugt habe, ob der König auch im Stande sei, das Land gegen die Türken zu schützen. Ein Zweifel, welcher in der Tat sehr gerechtfertigt war. Dadurch kam es aber, dass der König weder die wirkliche Unterwerfung der «Johannisten» erreichte, noch dieselben als offene Feinde behandeln konnte. Gewiss war nur, dass Ungarn bloss durch eine gewaltige Kriegsrüstung zurück erobert werden konnte. Die 12,000 Mann Reichstruppen, welche in Regensburg verwilligt worden waren, genügten dazu nicht. So wandte sich Ferdinand an den neuen Reichstag, welcher im Februar 1542 in Speyer zusammentrat. Aber hier machten sich sofort die religiösen Gegensätze wieder störend genug geltend. Die Protestanten forderten eine neue Bestätigung der kaiserlichen Deklaration, weil es hiess, Karl habe sich in Lucca dem Papst gegenüber nicht zu ihr bekannt, und setzten natürlich auch ihren Willen durch. Ausserdem erklärten sie, dass sie nicht bloss protestantische Räte in das Kammergericht entsenden, sondern auch die Anwesenheit von Geistlichen vor Gericht nicht mehr dulden wollten. Das Gericht habe ja nur profane und Kriminalsachen zu behandeln, nicht aber geistliche. Es wäre das ein wirksames Mittel gewesen, um den geistlichen Stand allen Einfluss auf die Entscheidung des Streites über die geistlichen Güter zu entreissen. Die Katholiken fanden einen solchen Anspruch natürlich unerträglich. Auch andere Zwistigkeiten hemmten die Arbeit des Reichstages. Die Städte hatten wieder darüber zu klagen, dass die Fürsten – und zwar seltsamerweise die evangelischen nicht minder als die römischen – sie von «Stimme und Session» auf den Reichstagen rücksichtslos ausschlossen. Auch erschienen ihnen die Summe, welche sie zu den Kosten des Reichsheeres beitragen sollten, viel zu gross (*Aus Lenz, Briefwechsel sieht man, dass Hessen, das 15,000 fl. zahlen sollte, nach dem gemeinen Pfennig, der vom Vermögen erhoben wurde, 30 – 40,000 fl. hätte zahlen müssen: Strassburg war weit über den gemeinen Pfennig eingeschätzt*). Sie kamen auf den Vorschlag eines gemeinen Pfennigs zurück, wobei die Stände ihnen zwar willfahren, aber nur so (*Von 100 Gulden liegendem Vermögen oder Barkapital sollte man ½ Gulden entrichten. Das war bei einer Verzinsung von 5 Prozent dass der zehnte Teil des Ertrags. Wer mehr als 5 Prozent erziele, solle von dem Überschuss auch den Zehnten entrichten. Das scheint Ranke im Auge zu haben, wenn er sagt, die Gewerbe seien doppelt besteuert worden*), dass die Last für die Stände nicht verringert wurde. Das war denselben natürlich «sehr beschwerlich». Wieder einmal hielt man es für möglich, dass sie alle sich zu den Schweizern schlagen und einige Bischöfe und Grafen mit sich fortreissen würden. So in Deutschland, wie ein kaiserlicher Agent sich ausdrückt, le régime populaire, die Demokratie, eingeführt werden würde (*Bericht des Scepperus aus dem Jahr 1542 bei Lenz, Staatspapiere*). Es ist fast ein Wunder, dass am Ende doch der Beschluss zu Stande kam, das Doppelte der 1521 festgesetzten Reichshilfe, 40,000 Mann zu Fuss und 8,000 Reiter, gegen die Türken ins Feld zu stellen. Aber der König musste den Protestanten dafür zugestehen, dass das «Regensburger Interim» mit dem darin gewährleisteten Friedstand und den Aufschub der schwebenden Prozesse noch fünf weitere Jahre, also bis 1547, in Kraft bleiben sollten. Das wollte umso mehr etwas heissen, als Kurfürst Johann Friedrich bereits dem Abschnitt des Interims, welcher den Protestanten die Reformation der in den Gebieten gelegenen («landsässigen») Stifter erlaubte, eine sehr weitgehende Auslegung hatte angedeihen lassen. Im Januar 1541 war das *Bistum Naumburg* erledigt worden, und das Domkapitel hatte den uns wohl bekannten Domherrn Julius von Pflug zum Bischof erwählt. Das Kapitel wusste

wohl, dass Pflug in Wittenberg keine genehme Person war. Der Kurfürst gab ihm Schuld, dass er das Stift habe in die Nürnberger Liga bringen wollen, und erhob gegen die Wahl Einsprache (*Die Akten des Hergangs bei Seckendorff*), indem er sich auf das den Ernestinern zustehende Schutzrecht über das Bistum zu ernennen, wozu ihn jene Schutzhoheit indessen in keiner Weise berechnete. Die Wahl des Kurfürsten fiel auf Nikolaus von Amsdorff, welcher früher Professor in Wittenberg, jetzt Superintendent in Magdeburg war. Und Luther weihte am 20. Januar 1542 seinen Freund und alten Kollegen zum Bischof «ohne allen Chrisam (Salböl), Butter, Schmalz, Speck, Teer, Schmeer, Weihrauch, Kohlen und was derselben Heiligkeit mehr ist». Amsdorff war unverheiratet, und das mag mit für seine Wahl entschieden haben. Gewiss verwarf der Kurfürst den Zölibat auch für die Bischöfe. Aber im ersten Fall mochte doch Amsdorffs Ehelosigkeit den Übergang erleichtern. Der neue Bischof behielt sich, abgesehen von den Tischgeldern, nur 600 Gulden jährliche Einkünfte vor. Alle übrigen Bezüge des Amtes wurden für fromme Zwecke bestimmt. Die Stände des Stifts huldigten dem evangelischen Bischof, welcher versprach das Wort Gottes lauter zu lehren und die Sakramente nach Christi Einsetzung zu verwalten. Der weltlichen Angelegenheiten entschlägt er sich und diese nahm der Kurfürst an die Hand. Man kann sich denken, welche Erbitterung bei den Römischen das Eingreifen des Kurfürsten und Luthers in dieser Sache hervorrief. Sie erblickten darin, dass der abtrünnige Mönch einen Bischof zu weihen sich unterfange, eine grobe Verhöhnung aller kirchlichen Ordnung, den Beweis, dass Luther sich als Diktator der Häretiker betrachte. Den Kurfürsten bezichtigte man der Herrsch- und Habsucht. Johann Friedrich antwortete, eigensinnig wie er war, dass er nichts anderes getan habe, als was der Kaiser in Utrecht und Lüttich auch vorgenommen habe: er schritt ohne Zaudern auf der eingeschlagenen Bahn weiter. Von jedem Gedanken an Unterwürfigkeit gegen das Papsttum und seiner Usurpationen war er weit entfernt. Paul III. hatte auf dem Speyerer Tag, nach Beratungen mit den Ständen, anzeigen lassen, dass er das Konzil auf 1. November 1542 nach Trient berufen wolle, einer zum Reiche gehörenden Stadt. Der Kurfürst aber gab seinen drei Räten, welche er nach Speyer sandte, den Befehl mit, dem Papst den Titel Heiligkeit zu versagen, weil derselbe der Götzendienerei und der Abfalls überführt sei, und darauf zu bestehen, dass das Konzil nur vom Kaiser berufen werden dürfe. Es verstand sich von selbst, dass Sachsen jede Gelegenheit benutzen würde, wo dem Papsttum eine Stütze nieder gebrochen werden konnte. Gerade das, was Johann Friedrichs Räte selbst warnend betonten, dass der Kurfürst in der Naumburger Sache über die Grenzen seiner landesherrlichen Befugnis hinausschreite und einem andern Reichsstand «Mass zu geben» sich unterfange. Gerade das betrachtete der Kurfürst in seinem ehrlichen Eifer für das Evangelium als seine Pflicht. Unmittelbar an die Naumburger Sache reihte er ein ähnliches Vorgehen gegen das Stift Meissen, welches dem Herkommen nach unter den Schutz beider wettinischen Linien stand, wie Naumburg unter dem ausschliesslichen der Ernestiner, Merseburg unter den alleinigen der Albertiner. Im Verlauf der reformatorischen Bewegung hatte sich der Bischof von Meissen naturgemäss mehr an den römisch gesinnten Herzog Georg angeschlossen als an den «abgewichenen» Kurfürsten. Während das meissnische Amt Wurzen früher die Hoheit der Ernestiner anerkannte, so dass diese daselbst die Strassenpolizei ausübten und Steuern erhoben, so war dies allmählich anders geworden. Johann Friedrich beschloss hier Wandel zu schaffen und sein Recht wieder auszuüben: im März 1542 besetzte er Wurzen, forderte von den Ständen die Steuern ein und schaffte alle papistischen Gebräuche ab. Er mochte sich darauf verlassen, dass der junge (21. März 1521 geborene) Herzog Moritz, welcher am 18. August 1541 seinem Vater Heinrich nachgefolgt war, umso weniger Schwierigkeiten erheben würde, als beide Fürsten protestantisch waren, Kursachsen in Wurzen ja nur einen alten Zustand herstellte und Moritz alleinige Berechnung zur Regierung im Gegensatz zu dem Testament Heinrich anerkannte. Aber Johann Friedrich hatte sich sehr getäuscht. Moritz, ohnehin auf dem mächtigeren Vetter neidisch, wie das herkömmlich war, schlug ans Schwert und rückte mit einem Heer ins Feld, um seine Rechte und die des Bischofs zu verteidigen. Auch Johann Friedrich rüstete, Sleidanus schrieb an den Kardinal Johann von Bellay, dass 40,000 Mann gegen einander in Waffen stünden (*L. Geiger teilt den Brief in den Forschungen zur deutschen Geschichte X 170 mit*). Die Römischen hofften schon, dass die Ketzler sich untereinander zerfleischen würden. Aber die Gefahr, welche darin lag, kam doch auch den Evangelischen zum Bewusstsein. Landgraf Philipp schlug sich ins Mittel, so sehr er dem Kurfürsten auch wegen dessen Haltung in seiner Ehesache grollte. Bereits im Oktober 1542 war der Friede hergestellt, so dass die Streitenden die Osterfladen zu Hause essen konnten («Fladenkrieg»). Der Ausgleich vom 11. April war einfach genug zu Stande gekommen. Er lief auf eine Teilung des Stifts hinaus, indem die Reformation in Wurzen durch eine Visitation durchgeführt, aber im übrigen Bistum die Hoheit der Albertiner bestätigt wurde. Moritz ahmte dann das Beispiel seines Veters nach, indem er das seinem «Schutz» unterstellte Domkapitel von Merseburg zu dem Versprechen nötigte, keinen Bischof ohne seine Zustimmung zu wählen. Damit war die Einverleibung dieses Stifts vorbereitet, wie die von Naumburg vollzogen war.

Bald erlangte nun der Protestantismus noch einen weiteren beträchtlichen Vorteil.

Wir wissen, dass schon längst die Feindseligkeit zwischen Herzog Heinrich von Braunschweig und den Schmalkaldenern (*Bruns: Die Vertreibung Herzogs Heinrichs durch den schmalkaldischen Bund*) aufs äusserste gediehen waren. Der Herzog setzte den beiden Städten Braunschweig und Goslar in einer Weise zu, dass sie fast nicht mehr bestehen konnten. Ihre Bürger durften sich kaum mehr ausserhalb der Mauern sehen lassen, wollten sie nicht Gefahr laufen von den Knechten des Herzogs abgefangen zu werden. Goslar musste es geschehen lassen, dass Heinrich ihm Zehnten und Gülden entzog und die Silbergruben, welche der Stadt gehörten, mit Beschlag belegte. Die Acht, welche gegen Niederreissung der Klöster Reichenberg und Georgenberg über die Stadt ausgesprochen war, wollte der Herzog benutzen, um die Stadt gänzlich niederzuwerfen, das Evangelium auszurotten und seine Herrschaft daselbst aufzurichten. Er wollte mit ihr verfahren, wie sein Schwager Ulrich vor langen Jahren mit Reutlingen verfahren war. Er liess die Klöster neu befestigen, und als die Goslarer gegen Georgenberg einen Ausfall machten und die Arbeiter des Herzogs im Graben erstachen, schlug Heinrich gewaltigen Lärm. Zwar hatte der Kaiser, wie wir erzählten, 1541 die (ohnehin angefochtene) Acht über Goslar einstweilen aufgehoben, und in Speyer erklärte Ferdinand, diese Aufhebung solle Kraft und Gewicht einer Freisprechung haben. Aber das focht den Herzog nicht an. Er gab seinen Willen zu erkennen, den einmal ergangenen Spruch des Kammergerichts auszuführen, und liess sich nicht einmal dadurch abhalten, dass zwei kaiserliche Räte an seinem Hoflager erschienen, um ihn von gewaltsamen Vorgehen abzumahnern. Er gab zur Antwort, dass er die Acht vollstrecken werde, und sollte er darüber Güter und Vermögen zusetzen. Bis jetzt hatte der «rechtliche Krieg», welchen die altgläubigen Stände seit 1532 führten, keinen praktischen Erfolg gehabt. Man war über papierene Siege nicht hinaus gekommen. Jetzt wollte Heinrich erstmals Taten, nicht bloss Worte sehen lassen, und ergriff in der Hitze seines Temperaments den denkbar ungünstigsten Zeitpunkt, in welchem er den Reichs gerichtlichen Spruch nur im offenen Gegensatz zu einem kaiserlichen Erlass durchführen konnte. So war er aber überhaupt: eigensinnig, rücksichtslos, unbelehrbar. Jetzt vollends schäumte er über vor Leidenschaft und wollte von nichts hören, als was sein Zorn ihm eingab. Dieses Vorgehen des Herzogs entfernte aber die letzten Bedenklichkeiten der Schmalkaldener. Schon in Speyer gaben sie ihren zwei Hauptleuten Vollmacht zum Krieg, falls Heinrich dem Kaiser nicht gehorche. Im Sommer war auf dem Bundestag zu Eisenach nur noch darüber Zweifel, ob man den Krieg nur verteidigungs- oder besser Angriffsweise führen solle. Die Frage konnte in der Tat nur in letzterem Sinne entschieden werden. Denn gerade das, dass sie bisher streng im Stand der Abwehr sich hatten halten müssen, war den beiden Städten so nachteilig geworden. Am 18. Juli empfing Heinrich die Fehdebriefe des Kurfürsten und Braunschweigs. Am anderen Tag liefen die des Landgrafen und Goslars ein, die nächst Betroffenen waren die Kanoniker von Braunschweig, welchen der Rat jetzt befahl, dass sie die Stadt binnen zwei Tagen verlassen sollten. Bereits am 20. Juli nahmen die Braunschweiger das Kloster Rittershausen ein und plünderten es aus. Am 29. Juli vereinigten sich der Kurfürst und der Landgraf bei Gandersheim. Der erste hatte 17, der zweite 15 Fähnlein, ausserdem jeder 2,000 Reiter. Indem die Abteilungen der beiden Städte zu den fürstlichen Heeren stiessen, mochten 20,000 Mann beisammen sein. Der Herzog beschloss, dieser Macht nicht im offenen Feld entgegenzutreten, sondern mit seinen zwei ältesten Söhnen Karl und Philipp – seine Gattin war vor kurzem am Krebs gestorben – nach Bayern zu reisen und die Hilfe des Nürnberger Bundes anzurufen. Er war in ganz ähnlicher Lage wie sein Schwager Ulrich 1519. Wie dieser auf Tübingen, so verliess er sich auf seine Hauptstadt Wolfenbüttel, welche er in vorzüglichen Verteidigungszustand gesetzt hatte. Es war daselbst Wein im Wert von 5,000 Gulden, ein grosser Vorrat von Bier, 2,000 Speckseiten, viel Fleisch, Getreide und 1,500 Zentner Pulver. Auf den Wällen waren fünfunddreissig «Mauerbrecherinnen» (schwere Geschütze) aufgepflanzt, drei junge Fürsten und zwei junge Fräulein, lauter Kinder des Herzogs, waren der Besatzung anvertraut. Dieser fehlte es auch nicht an Zuversicht: «dem Trompeter, der die Aufforderung brachte, antwortete sie, er möge über drei Jahre wieder nachfragen. Der Hausmann vom Turm empfing die Heranrückenden mit der Melodie eines Schimpfliedes: ‚hat dich der Schimpf gereuet, so zeuch nun wiederum heim.« (*Einzelnes nach Widmanns Chronik: Den ältesten Sohn des Herzogs, sagt der Berichtstatter, «hatte noch niemand lachen sehen»*). Aber der Hochmut kam vor dem Fall: der Landgraf spähte selbst, in einem Bauernkittel gehüllt, die Stellen der Mauer aus, welche am leichtesten niedergelegt werden konnten. Aus der Nähe eines Steinwurfes spielte das grobe Geschütz, und nach nur dreitägigem Widerstand, vom 9.- 12. August, ergab sich die Stadt. Am 13. hielten die Verbündeten ihren feierlichen Einzug und der Hofprediger des Landgrafen, Melander, tat die erste evangelische Predigt in der Stadt über das Gleichnis vom ungerechten Haushalter. Johannes Bugenhagen übernahm auch hier die Organisation des evangelischen Kirchenwesens. Bereits im Oktober war die Visitation der Pfarreien abgeschlossen. Es war vergeblich, dass der so plötzlich seines Landes beraubte Herzog auf dem soeben in Nürnberg eröffneten Reichstag sich beschwerte. König Ferdinand hatte nur den einen Wunsch, dass die Kraft des Reiches gegen die Osmanen gerichtet werde. Seine Räte sagten dem Herzog ins Gesicht, es sei ihm

nach seinen Taten geschehen. In Wolfenbüttel liessen die Schmalkaldener eine Besatzung unter Bernhard von Mila. Als der Herzog sie beim Kammergericht als Landfriedensbrecher verklagte, verweigerten sie es sich zu stellen, so lange das Gericht nur mit Gegnern ihrer Religion besetzt sei, von denen sie keine Gerechtigkeit zu erwarten hätten. Der Sieg über den Herzog hatte alsbald die weitere Folge, dass das Evangelium auch in **Hildesheim** sich siegreich Bahn brach.

Mittlerweile hatte Frankreich am 10. Juli 1542 auch mit dem König Gustav von Schweden ein Bündnis geschlossen, nach welchem derselbe verpflichtet war, den Franzosen zu Wasser und zu Lande beizustehen, ob sie nun angegriffen würden oder selbst angriffen. Im gleichen Monat noch setzten sich zwei grosse französische Heere gegen den Kaiser in Bewegung, einen gegen Perpignan in Roussillon, das damals noch spanisch war, ein anderes gegen Luxemburg. Beide richteten am Ende nichts aus. Luxemburg, das der Herzog von Orleans einnahm, ging wieder an die Truppen der Statthalterin Maria verloren. Perpignan behauptete der Herzog von Alba gegen den König und den Dauphin, welche im Oktober, da sie des Regenwetters wegen nicht länger vor der Stadt liegen konnten, die Belagerung aufheben mussten. Schlimm aber war für Karl, dass eine Schar klevischer Knechte, etwa 10,000, durch Dänen und Franzosen verstärkt, unter Martin van Rossem in den Niederlanden, wo sich Karl selbst aufhielt, Plünderungen verübte und die Landwehr zersprengte. Die Deutschen hatten mittlerweile auch ihr Reichsheer gegen die Türken aufgestellt. Es war vergebens, dass eine französische Botschaft in Speyer warnte, die Deutschen sollten die Türken nicht ohne Not angreifen, da die Türken in der Verteidigung stets erfolgreich gewesen seien und die Ungarn wegen ihres Hasses gegen die Deutschen der Hilfe gar nicht würdig seien. Die Hauptaufgabe sei, den Zwiespalt in der Christenheit beizulegen, an dem der Kaiser die Schuld trage. Die Franzosen fanden taube Ohren und zogen zornig ab, noch ehe der Reichstag geschlossen wurde. Aber ihre Warnungen erwiesen sich als nur zu begründet. Im Juni 1542 übernahm Kurfürst Joachim II. den Oberbefehl über das Reichsheer in Wien und nahm sofort wahr, wie traurig es mit demselben bestellt war. *(Widmann, Chronik von Hall, erzählt: das hallische Fähnlein, zu welchem auch die Abteilungen von Heilbronn und Wimpfen gehörten, habe aber gleich beim Aufmarsch im Dorf Honhardt verübt und das Dorf Segringen bei Dinkelsbühl verbrannt, weil dort die Bauern ein Vierteljahr vorher einen Landsknecht getötet haben sollten!)* Viele Fähnlein hatten kein Geschütz, andere kein Pulver. Vom Rhein, aus Niedersachsen, Westfalen, den Niederlanden war noch niemand da, zum Teil weil Köln, Trier und Mainz der Schmalkaldener Heeresrüstung gegen Braunschweig nicht trauten. Die anderen Abteilungen hatten vielfach ihre gesetzliche Zeit von drei, höchstens vier Monaten schon abgedient. Am meisten hatte der junge Herzog Moritz von Sachsen geleistet. Er führte 1,000 Reiter und 2,000 Knechte heran. Ende Juni traf auch er im Lager bei Wien ein, wo statt der in Aussicht genommenen 48,000 Mann nur etwa 30,000 vorhanden waren. Indem man fortwährend auf die Säumigen wartete, wurde es Anfang August, bis endlich der Aufbruch erfolgte. Während die Mannschaften auf dem linken Ufer der Donau abwärts zogen, wurden die schweren Geschütze zu Wasser nachgeführt. Unterwegs besserten sich die Zustände nicht. Der Zuzug seitens der Ungarn betrug wohl 25,000 Mann und der Papst sandte auch 3,000 Mann *(Droysen: Geschichte der preussischen Politik)*. Aber die Truppen, welche an allem Mangel litten, welchen der Sold drei Monate lang nicht ausgezahlt wurde, befanden sich in schwieriger Stimmung. Am 28. September kam man vor Pest an, und begann nun die Stadt zu beschliessen, um durch ihren Fall sich den Weg zum Angriff auf die eigentliche Hauptstadt Ofen, wo das Königsschloss liegt, zu bahnen. Die Türken waren zahlreich genug, um nachdrückliche Ausfälle zu unternehmen. Dabei sind sie durch Herzog Moritz einmal, am 1. Oktober, durch verstellten Rückzug so weit ins freie Feld gelockt worden, dass ihnen schwere Verluste beigebracht werden konnten. Der Herzog geriet dabei plötzlich unter zwanzig Türken hinein, so dass er den Seinen einen Augenblick aus dem Gesicht entschwand. Die eigene Tapferkeit und die Treue seines Trabanten Reibisch, welcher freilich tödlich verwundet ward, retteten ihn aus der Lebensgefahr. Als aber der Kurfürst am 6. Oktober durch eine nicht für 10 Mann bietende Bresche einen allgemeinen Sturm anordnete, wurden die Deutschen mit Verlust von 3,000 Mann gänzlich zurückgeschlagen. Einen zweiten Versuch erklärten die Hauptleute bei der Erbitterung der Truppen für unmöglich, von welchen man täglich Meuterei besorgte. So trat das Reichsheer unverrichteter Sache den Rückzug an. Nach der Haller Chronik «starben so viele in den Sätteln, dass nur der vierte Teil heim kommen ist». Kaum blieben so viel Truppen bei Wien, dass die Reichsgrenzen notdürftig gedeckt waren. Mit Schimpf und Schande war ein Unternehmen gescheitert, welches doch mit etwa 60,000 Mann begonnen worden war. «Ich achte,» schrieb Ferdinand seinem Bruder, «dass nie so grosse Schmach und Unehre im Reich geschehen ist, ungeachtet den Schaden und die Gefahr noch ärgeren Schadens.» Es mag wohl zugestanden werden, dass nach Ferdinands Ausdruck «es an dem Gehirn für gute Führung fehlte,» aber der letzte Grund des Unglücks lag doch nicht in der Person Joachims II., sondern in den Zuständen, in der unbeschreiblich mangelhaften Wehrverfassung des Reichs. Suleiman aber konnte triumphieren. Sein zweimaliges

Scheitern von 1529 und 1532 war jetzt vergolten. Wie er einst vor Wien hatte zurück weichen müssen, so jetzt das Reich vor Pest .

Infolge dieses Misserfolges der Deutschen fasste der Sultan die kühnsten Hoffnungen. Er schickte sich an im nächsten Frühjahr selbst wieder in Adrianopel zum heiligen Krieg auszuziehen. Der Wesir Rustan sagte den Gesandten des Königs Ferdinand, dass Wien diesmal nicht bloss mit dem Finger angerührt, sondern mit beiden Händen ergriffen werden sollte. Die Franzosen rüsteten aufs neue mit aller Kraft. Die Steuern, welche man im Jahr 1538 hatte ermässigen können, wurden aufs neue erhöht und die Vorrechte solcher Städte, welche gewisse Steuerfreiheiten hatten, einfach beiseite gesetzt. Von der Geistlichkeit erhob der König den Zehnten. Er schuf ausserdem viele neue Richterstellen und verkaufte sie an die, welche gut bezahlen konnten. Man rechnet, dass die beiden letzten Steuerquellen ihm je 400,000 Livres eintrugen. Aber er bedachte sich nicht, in einem Jahr den Zehnten von seinem Klerus vier-, ja fünfmal zu fordern. In der Provence wartete Franz von Bourbon, Graf von Enghien (der Bruder des Herzogs von Vendôme, Antons von Bourbon) an der Spitze eines Heeres nur auf das Erscheinen der türkischen Flotte unter Barbarossa, um Nizza, das letzte Bistum Karls von Savoyen, anzugreifen.

Auf alle Fälle stand dem Kaiser ein sehr hartes Jahr bevor. Umso mehr Grund für die Protestanten, ihre Sache mit Nachdruck zu betreiben und eine Erwerbung ohnegleichen, welche sich ihnen gerade jetzt darbot, durchs kühnes Zugreifen sich zu sichern.

In Köln sass seit dem 14. März 1515 **Hermann, geborener Graf von Wied**, auf dem erzbischöflichen Stuhl. Er war am 14. Januar 1477 geboren, also zu Anfang des Jahres 1542 bereits 65 Jahre alt. «Ein langer Mann mit schneeweissem Bart, von würdiger Erscheinung und einem Ausdruck, in welchem sich Gutmütigkeit, Ernst und Ehrlichkeit durchdrangen.» Lange Zeit hat er, so viel wir sehen, den religiösen Fragen kein besonderes Interesse zugewandt, sondern sich, wie die meisten seiner Standesgenossen, den weltlichen Aufgaben seines Fürstentums gewidmet. Er hatte zwar Berg- und Münzordnungen erlassen, er ist gegen den Unfug des durchziehenden herrenlosen Gesindels und der Schützengesellschaften eingeschritten und hat das Gerichtswesen und die Polizei verbessert. Weil Kaiser Karl im Jahr 1546 im Zorn von ihm sagte, er könne kein Latein, habe in seinem Leben nur drei Messen gelesen und wisse nicht einmal das Glaubensbekenntnis herzusagen, so hat man annehmen zu dürfen geglaubt, der Kurfürst sei ohne Bildung, beschränkt und träge gewesen. Gewiss ist dieses Urteil einseitig und ungerecht. Der Kurfürst hat mit Erasmus korrespondiert – was freilich für sich allein nicht viel besagen würde – der Strassburger Humanist Johannes Sturm hat ihm «als dem Freunde der Wissenschaften und Gelehrten» einen Band seiner Ausgabe ciceronischer Reden gewidmet – das ist schon mehr – und schliesslich hat der Landgraf ihm bezeugt, dass er viel in deutschen Büchern las. Ebenso urteilte Melanchthon «über den Fleiss und das verständige Urteil des Greises» später aus eigener Erfahrung sehr günstig. Man mag diese Zeugnisse nun hoch oder niedrig anschlagen. Soviel geht aus ihnen doch hervor, dass Hermann in geistiger Hinsicht nicht ohne Interesse gewesen sein kann: er liebte freilich die Jagd. Aber sie war ihm doch nicht etwa alles. Das erste Auftreten Luthers machte auf ihn keinen Eindruck. In Worms gehörte er 1521 zur Mehrheit, welche dem kaiserlichen Edikt sich fügte, wenn er auch kein grosses Gefallen an ihm fand. Der Rat der Reichsstadt Köln trat der Reformation sogar scharf entgegen. Cochläus hat, aus Frankfurt 1525 vertrieben, eine Reihe seiner heftigsten Streitschriften gegen Luther in Köln verfassen dürfen. Clarenbach und Fliested sind daselbst verbrannt worden, und wenn schon dies auf Veranlassung der Stadt geschah, so haben doch zwei Juristen des Erzbischofs an dem Prozess sich beteiligt und gegen einen Versuch des Reichsgerichts, zu Gunsten der Angeklagten einzuschreiten, legte Hermann Verwahrung ein, weil dadurch eine Empörung wider des Kaisers Gebot und die gute alte christliche Ordnung entstehen könnte. Gleichwohl besass er keinerlei Fanatismus. Wir wissen, dass er als Bischof von Paderborn Gnade vor Recht ergehen liess. «Du bist», bezeugte ihm Melanchthon 1539, «vor Grausamkeiten gegen uns zurück geschreckt und dem Bund gegen uns ferne geblieben.» Hermann war eine treue, ehrliche, aber langsame Natur. Erst allmählich hat er sich für den Gedanken erwärmt, dass seine Hirtenpflicht sei sich seiner in der Irre gehenden Schafe anzunehmen. Nachdem er aber diesen Gedanken in seiner Brust aufgenommen hatte, liess er ihn nicht mehr los. Es ist denkwürdig, dass er zuerst dadurch mit Rom in einen Gegensatz geriet, dass er 1527, während der Gefangenschaft Clemens VII., es unternahm, die in den sogenannten Papstmonaten erledigten und jetzt einer Besetzung vergeblich harrenden Pfründen mit «ehrbaren, gelehrten, geschickten und tauglichen Personen» zu versehen, und dass er diese Anordnung auch nach der Befreiung des Papstes aufrecht erhielt. Es war somit ein alter Beschwerdepunkt der deutschen Nation, von welchem aus die ersten Misshelligkeiten entstanden. Das Beispiel von Cleve wirkte natürlich auch auf den Erzbischof zurück. Er

schaffte 1532 eine Anzahl Feiertage ab, weil an diesen Tagen besonders viel Vergehen vorfielen, und hielt im März 1536 im Kölner Dom ein Provinzialkonzil für seine Erzdiözese ab, weil das allgemeine Konzil immer mehr sich hinausziehe und er verpflichtet sei, wenigstens für seine Provinz zu sorgen (die ausser Köln u.A. das Herzogtum Cleve und die Bistümer Lüttich, Minden, Münster und Osnabrück umfasste). Unter Wahrung des kirchlichen Standpunktes sind hier unter Hermanns Vorsitz eine Reihe von Massnahmen beschlossen worden, welche auf eine «Reform von Leben und Lehre» abzielten. Wenn die sieben Sakramente, das Abendmahl unter einerlei Gestalt usw. festgehalten werden, so wird doch den Geistlichen das Studium der Bibel und die Predigt nachdrücklich ans Herz gelegt und sie charakteristischer Weise ermahnt, die Lehren der Briefe des Timotheus und Titus zu befolgen. Im wesentlichen sind diese canones concilii provincialis Coloniensis (*Domherren des Provinzialrates Köln*) das Werk des kurfürstlichen Siegelbewahrers, des 1502 in Soest geborenen *Johannes Gropper*. Von ihm ist auch, obwohl er von Hause aus Jurist war, das Handbuch (enchiridion), welches den Pfarrern der Diözese Anweisung über die christliche Lehre geben sollte. Im Jahr, da das Kölner Konzil gehalten ward, reiste Hermann nach Berlin und von da mit Joachim II. nach Torgau zu Johann Friedrich. Wenn man auch nur von grossen Hirschjagden hörte, welcher die drei Fürsten mit einander abhielten, so ist doch die Vermutung frühzeitig aufgetaucht, dass der Erzbischof damals dem Protestantismus einen wesentlichen Schritt näher geführt worden sei. Im Lauf der nächsten Jahre hat sich dann der innere Annäherungsprozess Hermanns an die Evangelischen vollzogen, bei welchem eines über alle Zweifel gewiss ist, dass es ihm in seinem Alter nicht um weltliche Zwecke irgend welcher Art zu tun gewesen sein kann. Der Schleier fiel im März 1542, wo der Erzbischof unter Berufung auf den letzten Reichsabschied seinem Landtag ankündigte, er wolle eine christliche Reformation seines Stifts vornehmen, und die Zustimmung der Mehrheit der Stände erlangte. Der Erzbischof war schon in Hagenau mit Butzer bekannt geworden. Noch vor der Eröffnung des Landtages hatte er ihn auf seinem Schloss in Buschhofen empfangen. Gropper war bei dieser Besprechung anwesend. Er hatte nichts mehr gegen die Gestattung der Priesterehe einzuwenden, weil man ohne dies, wie er bezeichnender Weise sagte, keine tüchtigen Pfarrer mehr bekomme.

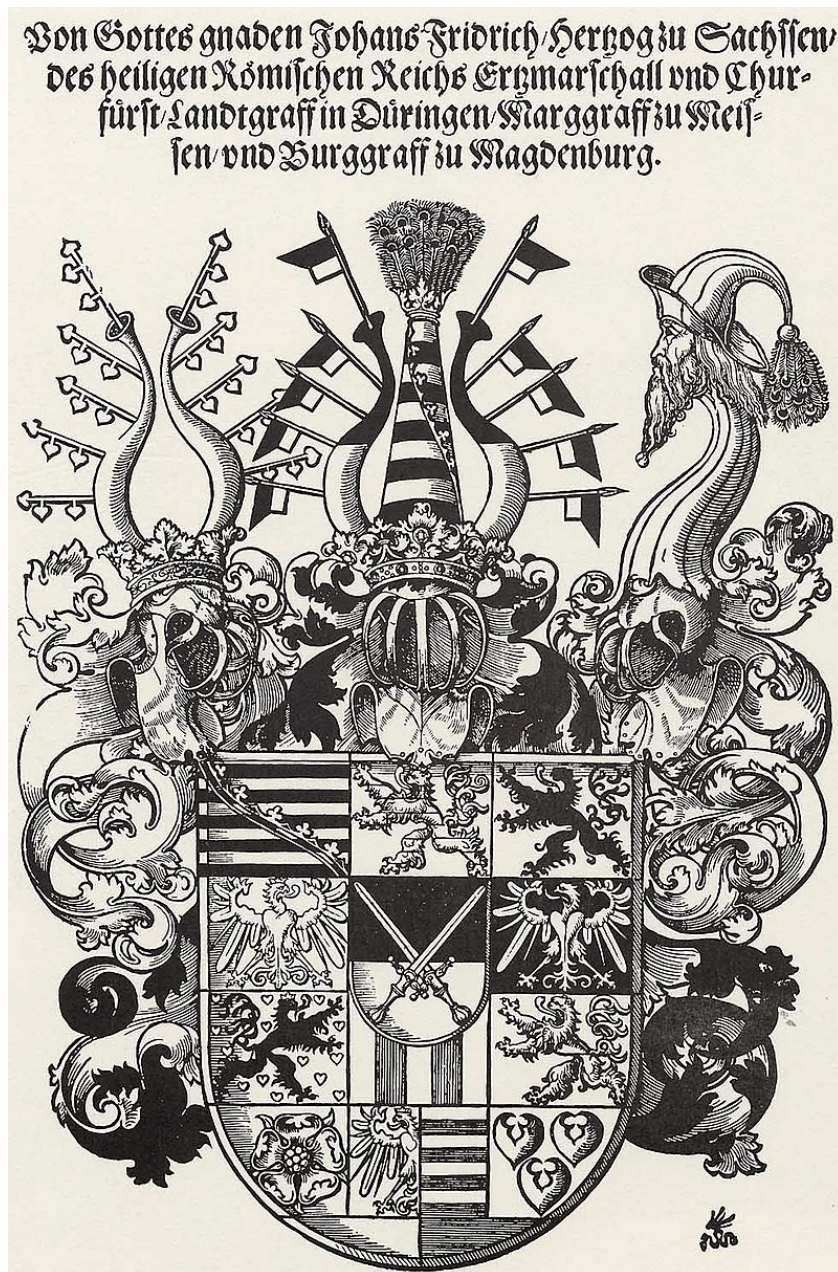
Auf allen Seiten erhob sich die reformatorische Strömung mit neuer Macht. Bereits am 13. Dezember 1541 richteten *die niederösterreichischen Stände* das Gesuch an König Ferdinand, dass er wenigstens diejenigen Prediger dulden solle, welche den Artikel über die Rechtfertigung nach dem Regensburger Vergleich lehrten. Von dem Götzendienste der Heiligenverehrung rühre es her, dass Gott das Unglück durch den Türkenkrieg verhängte. Ein schon früher erwähnter Bericht des Scepperus aus dieser Zeit behauptet, dass «quasi *alle Ungarn*», sowohl die Anhänger des römischen Königs als die Feinde desselben, gänzlich vom Glauben abgewichen seien und sich weder um Gott noch um die Heiligen mehr kümmerten. Sie versuchten auch den gemeinen Mann zu verführen, welcher noch nicht angesteckt sei wie die Häuptlinge. Die Absicht der letzteren gehe darauf hinaus, die Kirchen und die Priester gänzlich abzutun und die Kirchengüter teils nach dem Beispiel der Wojewoden von Siebenbürgen zur Bezahlung des Tributs an den Türken, teils zu ihrem eigenen Nutzen zu verwenden. Fast alle Pfarrer und Schulmeister Ungarns seien aus der Schule Melanchthons hervorgegangen. Die Stände von *Böhmen, Mähren und Schlesien* ständen mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen in Unterhandlung über eine Liga, deren Grundsatz sein sollte, dass man sich gegenseitig gegen die Türken und gegen alle verteidigen solle, von welchen man wegen der Religion oder aus irgend einem anderen Grunde (pour cause de la religion ou autrement / *aus religiösen Gründen oder aus anderen Gründen*) angegriffen würde. Der Landgraf nahm in Gegenwart des kaiserlichen Agenten mit Schmunzeln Briefschaften in die Hand, welche sich auf diese Dinge bezogen, ohne aber dieselben lesen zu lassen oder ihren Verfasser zu nennen. In der *Oberpfalz* hatte Pfalzgraf Friedrich es nicht hindern können, dass die Stände zu Amberg die Annahme evangelischer Prediger ausdrücklich gestatteten. Jetzt traf auch Friedrichs Neffe, Pfalzgraf Otto Heinrich, welcher mit seinem Bruder Philipp (+4. Juli 1548) das *Land Neuburg an der Donau* beherrschte, zur Reformation über und berief einen der entschiedensten Lutheraner, Andreas Osiander, aus Nürnberg. In einem Erlass vom 22. Juni 1542 befahl er, dass Christus, der alleinige Heiland, den gläubigen Herzen lauter und rein, ohne allen Zusatz unbegründeter, in der Schrift nicht bezeugter Lehren vorgebildet werde. Nichts solle gepredigt werden, was nicht mit der ersten apostolischen Kirche übereinstimme. Otto Heinrich hatte ein armes Land, das mit schweren Schulden belastet war. Sein Vetter, Herzog Wilhelm von Bayern, schlug ihm jetzt das in Aussicht gestellte Anlehen ab und erklärte, er wolle keine Gemeinschaft mehr mit ihm haben. Aber es hatte das keine andere Wirkung, als dass der junge Fürst nun ganz den Schmalkaldenern in die Arme getrieben wurde. Um diese Zeit drang auch in den Reichsstädten *Metz und Regensburg* die neue Lehre durch. Dort wurde das Haupt der Protestanten, Gaspard von Heu, zum maitre échevin (Schöffenmeister) erhoben und betrieb im Oktober 1542 die Aufnahme der Stadt in den schmalkal-

dischen Bund, was dann freilich nur der Landgraf von Hessen unterstützte, während die Mehrheit der Bündner so lange nichts davon wissen wollte, als nicht auch der Rat der Dreizehn als die eigentliche Obrigkeit der Stadt den evangelischen Meinungen beitrete. In Regensburg erklärten der äussere und der innere Rat samt dem Ausschuss der Bürgerschaft dem Reichshauptmann Georg von Loxan, dass sie sich verpflichtet hielten, das Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn zu nehmen und damit nicht länger zu warten. Am 13. Oktober ward in der Frauenkirche die Feier öffentlich von Rat und Bürgerschaft vorgenommen

Alle diese Nachrichten konnten den Gang der Dinge in Köln nur beschleunigen. In dem Augenblick, in welchem Butzer durch den Verlust seines 1541 an der Pest gestorbenen Freundes Capito und den Wegzug Calvins nach Genf im äussersten Masse mit Arbeit überhäuft war, erhielt er den Ruf seitens des Erzbischofs, er solle zu seiner Unterstützung zu ihm kommen. So schwierig die Verhältnisse waren, Butzer bedachte sich doch nicht: die ungeheure Wichtigkeit der Sache schlug alle Bedenken nieder. War Köln gewonnen, so empfing der Herzog von Cleve, welcher auch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahm, eine gewaltige Rückendeckung. Bereits sprach man davon, dass der mächtigste Suffraganbischof der Kölner Diözese, Franz von Münster, Minden und Osnabrück, auch übertreten wolle. Er berief Bonnus als Prediger nach Osnabrück. Er hatte Truppen gegen Heinrich von Braunschweig gestellt. Er trug sich mit dem Gedanken, in den schmalkaldischen Bund einzutreten. Wie er, so galt Erasmus von Limburg, der neue Bischof von Strassburg, für geneigt zum Übertritt. Es schien nur eines energischen Stosses zu bedürfen, um eine wahre Lawine in Bewegung zu setzen. Wie hätte Butzer da zaudern sollen die kleineren Pflichten den grösseren hinten anzusetzen? Bereits am 14. Dezember 1542 war er in Bonn, entschlossen «da einige Zeit seine Wohnung zu nehmen». Am Sonntag den 17. hielt er die erste Predigt. Er fand das Volk etwas ungebildeter als in unseren Städten und dem Laster des Trunks ergeben». Doch bemerkte er auch bei vielen, «aufrichtigen Eifer für das Wort Gottes». Sofort aber erhoben das Domkapitel, die Universität und der Rat von Köln heftigen Widerspruch. Man erklärte sich bereit, dem Erzbischof für gute christliche Prediger zu sorgen, falls er keine habe. Aber von dem «wortbrüchigen, dreimal (*Butzer hatte kürzlich die Witwe Capitos (+ Dezember 1541), Wibrandis, geborene Rosenblatt, geheiratet*) beweibten Mönch» wollte man nichts wissen. Der Kölner Lokaöpatritismus bäumte sich gegen den Fremdling auf, der besser und geschickter sein sollte als die Einheimischen. Man bestritt dem Erzbischof das Recht ohne Befragung der Landschaft eine so einschneidende Veränderung ins Werk zu richten. Bereits 1543 fiel das Wort: die Landschaft und die Stadt Köln habe das Recht dem Kurfürsten den Gehorsam aufzukündigen, weil Ihre Kurfürstlichen Gnaden sich vom Gehorsam gegen ihre Oberen und die Rechtsabschiede abziehe. Auch Gropper sagte sich jetzt von Butzer los. Es erwies sich, wie Butzer schreibt, dass Gropper und seine Gesinnungsgenossen «nicht etwa bloss eine geflickte und gemalte Reformation, sondern gar keine Reformation erleiden mögen: da scheiden sich gar fein die Kinder Belial von den Kindern Gottes.» Der Papst, welcher die ganze Gefahr wohl ermass, in welcher jetzt die Kirche am Niederrhein und damit die gesamte deutsche Kirche schwebte, ermahnte schon am 1. Februar 1543 das Kapitel und den Klerus von Köln zur Standhaftigkeit. Aber der Erzbischof fand auch Freunde unter Edelleuten und Bürgern. Auf einem am 12. März berufenen Landtag stand die geistliche Kurie den drei weltlichen Ständen gegenüber allein da. Diese beschlossen den Kurfürsten in der Förderung einer christlichen Reformation zu unterstützen und ihm keine Vorschriften über die Männer zu machen, deren Hilfe er dabei gebrauchen wolle. Ausdrücklich lehnten sie es ab einen Beschluss gegen Butzer zu fassen, obwohl die Geistlichen durchblicken liessen, dass sie, wenn man ihnen in dieser Personenfrage entgegenkomme, in den grundsätzlichen Punkten sich ihrerseits nachgiebig zeigen würden. Die Person Butzers hätte natürlich nicht geopfert werden können. ohne dass man auch in der Reformationsfrage an sich hätte zurück weichen müssen. Denn was ihm so sehr vorgeworfen ward, dass er sein Klostergelübde gebrochen und wiederholt geheiratet habe, das war nur vom Standpunkt der alten Kirche aus ein Vergehen, nicht aber auf dem der Reformation. So hielten Erzbischof und Landschaft tapfer gegen den Klerus Stand, dessen Führerschaft der Koadjutor Hermanns, Adolf Graf von Schaumburg, übernahm. Viele sagten, dass das Kapitel Butzers Entfernung verlange, sei gerade so, wie wenn die Wölfe von den Schafen verlangten, sie sollten die Hunde abtun. Dann wollten sie einen guten Frieden mit ihnen treffen. Im April wurden zur Unterstützung Butzers auch Hedio, Pistorius und Melanchthon herbeigerufen. Der Protestantismus warf seine besten Kräfte auf den entscheidenden Punkt. Das Huttensche: «hier muss durchgebrochen werden!» erfüllte alle Gemüter. Gegenüber den Versuchen des Domkapitels, die Verehrung der Heiligen zu verteidigen, sagte Melanchthon schneidend: mit solchen Gründen könnte man auch die Verehrung der alten Heidengötter beweisen.

In engem Zusammenhang mit der Kölner Bewegung stand nun der Fortschritt der geldrischen Sache, welche durch den am 22. Februar 1543 erfolgten Übertritts des Herzogs Wilhelm zur neuen Lehre

mehr als je zu einer Frage der Reformation selbst wurde. Wir wissen, dass der geldrisch-französische Feldherr Martin van Rossem schon 1542 in den Niederlanden Erfolg gehabt hatte. Er behandelte seine kriegerrisch-politische Aufgabe auch als eine religiöse: «im Federbarett und im geschlitzten Wams», sagt v. Bezold, «liess er seine Landsknechte den Holländern das Evangelium predigen.» Und als die im November begonnenen Unterhandlungen sich als fruchtlos erwiesen und der Frühling 1543 kam, da erfocht Rossem, durch sächsische Hilfsvölker verstärkt, am 24. März über 10,000 Kaiserliche, welche das jülichsche Land überrumpeln wollten, einen glänzenden Sieg bei der Stadt [Sittard](#). Der Herzog trat mit dem Bischof von Lüttich ins Einvernehmen und sicherte ihm seine und Frankreichs Hilfe gegen die Säkularisationspläne des Kaisers zu. Wenn die Protestanten jetzt die Gunst, aber auch die Gefahr der Lage erkannten und den Herzog aus allen ihren Kräften unterstützten, so mochte es ihnen gelingen am Niederrhein die entscheidende Stellung zu erobern. An der Sympathie der Bevölkerung fehlte es nicht. Butzer kann berichten, dass die jülichschen Lande «voller guter evangelischer Leute und dieses Chrisams feiern.»



Wappen Johann Friedrichs I. mit den Kurschwertern
(Holzschnitt von Lucas Cranach dem Älteren, 1546)